

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 26

Artikel: Die letzten Hunde Dschingis Khans
Autor: Haensel, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643107>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die letzten **HUNDE** Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart.

Bern ist das Urbild einer Stadt. Seine Türme und weit-ausladenden Dächer, seine Arkaden, bombensicher wie Rasematten, der überlegene Wirklichkeitsinn seiner Bewohner geben eine Geborgenheit wie nirgends sonst. Bern ist festes, unwandelbares Sein. Man hat das Gefühl: wenn die Erde einst nicht mehr zusammenhalten will und rings wieder zurück ins Bodenlose fällt, dann wird die Stadt mit den ruhigen, rückenbreiten Bernern, als wäre nichts geschehen, ganz allein weiter um die Sonne kreisen.

Aber in diesem festen Bern hat sich heimlich die Bewegung vorbereitet, die dann in die morsche Türkei hinübergetragen wurde. Rein menschlich waren die Anfänge wie immer. Das Besondere ist, daß diesmal auch noch die Tiere hineinspielen. Nicht nur als einzelne Schlachtopfer, wie sonst. Die Gesamtheit der Hunde einer Stadt, die Konstantinopels, wird auf einmal Held und Symbol, mit einem Schicksal und einem tragischen Untergang.

Hans von Bubenberg lebte damals auf seinem Erbgute in Muri, eine kleine Wegstunde vor Bern.

Das Dorf liegt auf sanften, satten Hügeln, über dem Aaretal; durch Parks und fruchtbare Obstgärten steigt man hinab zum Fluß. Die Aare hat dort ihre jugendlichen Schluchten hinter sich, auch die beiden Seen, den von Thun und den von Brienz, die sie beruhigt und gereinigt haben. Aber das Wasser atmet noch Frische der Berge aus, obschon es bereits zu einem Fluß geweitet ist, der nun die Landschaft und die Städte bestimmt. Muri nimmt Teil an der Würde seines Flusses. Das Dorf ist von Großbauern bewohnt, und umringt von den Patrizierhäusern alter Berner Familien, deren Parks ein einheitliches Ganzes sind.

Die gepflegte Verbundenheit dieser Gartenanlagen wurde durch Hans von Bubenberg gestört. Er unterbrach durch die Einpflanzung dichter Hecken die Rasenflächen, die sich die Nachbarn bis dahin gegenseitig freigegeben hatten. An Stellen, an denen man seine Hecken zusammenschneidete, zog er sogar Mauern. Und es blieb nicht bei seinem Frevel gegen die Wiesengemeinschaft Muris. Auch sein Nachbargrundstück lehnte sich gegen das Herkommen auf. Dessen Besitzer verließen die Schweiz, zogen nach Berlin oder Paris, je nach ihrer Neigung, und ließen den Garten verkommen. Kein Wunder, daß die bis dahin so sittsamen Büsche außer Rand und Band gerieten, schossen und wucherten, sich gegenseitig mit Grün und Schatten zuzudecken suchten, so daß im zweiten Sommer schon kaum das Haus mehr zu sehen war. Der weite Blick über die Landschaft, der jedem der Grundstücke die Größe aller anderen zusammen geliebt hatte, war von einer chaotischen Zyklopenmauer verstellt.

Die Besitzer der Murihäuser schüttelten die Köpfe. Warum hatte dieser Bubenberg das Herkommen gestört? Niemand hatte ihm etwas zuleid getan. Es war nur dann mit ihm zu Auseinandersetzungen gekommen, wenn sich einmal ein harmloser Hund auf sein Grundstück verirrt hatte. Und gegen ein

Nachbargrundstück, auf dem ein paar sehr folgsame Wolfshunde angeschafft wurden, hatte er gleich die Mauer ziehen lassen. Fürchtete er sich vor Hunden?

Dies wagte niemand auszusprechen. Denn der Name Bubenberg ist für die Berner mit den männlichen Taten ihrer Geschichte verbunden. Und dieser dreißigjährige Mann war hoch wie eine Tür, seine Schultern waren edig und breit wie ein Oberländer Schrank. Darauf saß ein gewaltiger Kopf mit gebulter Stirn, leicht gefenkt, selbst für diesen Riesen fast zu groß.

Statt des Stiernackens versteckte er unter seinem weißen Kragen einen feingeformten, schlanken Hals. Die gerade und flache, nur Troß und Widerstand ausdrückende Stirn der alten Bubenbergs war zu einem hochgewölbten, von Nachdenklichkeiten ausgefüllten Bogen geworden. Darunter brach zwar der Nasenrücken noch auffallend stark hervor, weit hinausstoßend in die zu erobernde Welt. Aber die Nasenflügel waren bereits zu zarten, beweglichen Membranen geworden, in deren Spiel sich die stete Ruhelosigkeit des Geistes verriet. Die Ur-Bubenbergs hatten starke Brauen nötig gehabt, damit ihnen der Schweiß nicht in die blinkenden Feuer ihrer Augen tropfte. Bei ihrem letzten Enkel war auch dies scheinbar nur ein Erinnerungsfehler der Natur. Seine tiefstehenden Pupillen bedurften dieses Schutzes nicht. Die Gesichte, die sie erschreckten, riefen keinen heißen, gefunden Schweiß hervor, sie trieben nur den kalten, feuchten schlafloser Nächte auf die bleiche Stirn.

Wenn die Berner nur ein einziges Mal seinen Gang richtig verfolgt hätten, wäre es ihnen schon nicht mehr erstaunlich vorgekommen, daß er sich vor Hunden fürchtete. Ein Mann von seiner Größe hätte schwer und gewichtig stapfen müssen. Sein Schritt mußte schallen, wenn er über das Pflaster ging. Aber man hörte ihn ja fast gar nicht.

Und von seinen Nächten wußten sie ja alle nichts. Manchmal äußerten sich die Mütter mannbärer Töchter abfällig über das Einspännertum des reichen Erben Bubenberg. Manche zeigte Lust, ihn in ihr Haus zu ziehen. Aber keine hatte ihn nachts aus dem Traum heraus schreien hören. Keine hatte es miterlebt, wenn er durch das einsame Haus raste, wie von Furien geheßt, um alle Lichter anzuzünden, mit weit aufgerissenen Augen vor sich hinstarrend, und doch die körperlichen Dinge nicht sehend, über Tisch und Stühle stolpernd. Das hielt nur der alte Diener aus, der dauernd Choräle sang und fast taub war, und die Köchin, die über dem Hühnerschlachten, Fischschaben und Kochen das Gruseln verlernt hatte.

Er schrie aus Angst vor etwas Unbegreiflichem und Unbeschreibbarem, das sich nachts wie eine Lawine über ihn wälzte, ihn lähmte und dann erstickte, etwas, das anfangs wie glühende Punkte aussah, kleine, runde, glühende Punkte; später gesellten sich langgestreckte, rote Flammen zu ihnen. Es konnten Augen sein, es konnten Zungen sein, Rachen, die sich drohend gegen ihn öffneten, Wolfsrachen vielleicht.

Das Furchtbare kam auch nicht in jeder Nacht über ihn. Aber es konnte in jeder Nacht kommen. Es gab Monate, in denen die Erscheinung wegblich. Aber wenn er glaubte, daß sie nun erlösen sei, verscheucht für immer, gerade dann kam sie mit neuer Heftigkeit.

Wenn man ihn am hellen Vormittag nach den Traumbildern frug, konnte er sie sich nicht vorstellen, konnte auch die Schrecken nicht mehr rekonstruieren, die er die Nacht durchlitten hatte. Der Schmerz löschte eben alles aus, auch das Gedächtnis.

Je älter er wurde, desto mehr beschäftigte er sich mit seinem Traum. Also mit sich. Es gibt keinen fressenderen Gesellen als unser Ich, wenn wir uns auf Kosten der Außenwelt mit ihm allzusehr einlassen. Er entdeckte als Hintergrund der Erscheinungen den leeren Weltenraum, sah dann ganz fern zwei rote Punkte auftauchen, näher rasen, sich tausendfach vermehren. Aus den Punkten schlossen sich Augenpaare zusammen, unterschieden sich im Näherkommen Wolfsrachen öffneten. Er unterschied schließlich bleckende Gebisse und Blutzungen, die ihnen entquollen. Er fand immer mehr Worte hinzu, sprach in den Konsultationszimmern der Ärzte von Fleischklammen und Augenglut, Rachen, Zermalmen und Zerreißen, aber die Entbindung großer Worte half ihm nichts.

Solange er zurückdenken konnte, verfolgte ihn auch der Traum. Er hatte seine Eltern schon mit fünf Jahren durch einen Unfall verloren. Merkwürdig: die von der Sorge um das Leben ihres tollkühnen Mannes gepeinigte Mutter hatte immer und immer wieder gesagt: Wenn wir nur wenigstens zusammen sterben! Dieser Wunsch war ihr in Erfüllung gegangen. Dafür blieb nun ihr Fünfjähriger in den Händen fremder Erzieher. Ruhlos grauam waren deren Bemühungen gewesen, ihm die Nachtangst abzugewöhnen. Aber er war und blieb in diesem Traumgrund verwurzelt. Aus ihm heraus wuchs, lebte, litt er; aus ihm entfaltete sich sein späteres Leben.

Er wurde Elektroingenieur, wie sein Vater. Aber der Beruf füllte ihn nicht aus. Sein Sinn war rückwärts gerichtet, nach den Urgründen seines Seins und seines Leidens. Er verzichtete auf eine Anstellung und beschäftigte sich mit Geschichte und Archäologie.

In der Justingerschen Chronik fand er die Ueberlieferung vom großen Berner Feldhern, dessen Namen er trug.

Da hatte er ja das Hunderlebnis! Die eigenen Hunde haben diesen Hans von Bubenberg zerfleischt. Bubenberg verbrachte Wochen in Midau am Bieler See, wo es geschehen ist, um die Einzelheiten zu erkunden. Es stellte sich aber heraus, daß sich der Kriegsmann erst in seinem Alter dorthin zurückgezogen hatte, von seinen Freunden verlassen, soweit er sie nicht überlebte. Schließlich gab er sich nur noch mit seiner Hundemeute ab. Von ihr zerrissen fand man ihn eines Tages im Forst.

Aber dies Geschehnis war die Lösung darum auch nicht. Es konnte gar nicht in seine Erbmasse übergegangen sein, denn der vereinsamte Greis auf Midau hatte längst die Lebensflamme seines Geschlechtes weitergegeben. Er hinterließ bereits Urenkel, als er starb. Was er diesen an Gutem und Bösem zu übertragen hatte, war längst nicht mehr in ihm. Das Schicksal des Ueberalterten vererbte er nicht mehr.

Immerhin fand sich in den Quellen ein Anhaltspunkt, daß der Held schwerer Schlachten in seinem wachen, männlichen Leben Tiere, besonders Hunde, verachtet und gehaßt habe. Der Umschwung im Alter schien den Zeitgenossen eine Neue, eine Art Bußübung, ein Gott zuliebe übernommener Dienst gewesen zu sein. Bubenberg stieg also weiter zurück, in die Zeit der Kreuzzüge und Abenteuer. Damals waren die Bubenbergs Edelknechte der Grafen von Thun, und gerade der, der ihre Selbständigkeit und den Reichtum begründete, hatte diese Mittel aus Byzanz mitgebracht.

Er hatte sein Vermögen im Solde der Byzantiner verdient, der einzigen Macht, die Dschingis Khans Horden Widerstand geleistet hat und von der Plünderung verschont geblieben ist. Der Urahn Bubenberg wurde mit einem Ritterheer zur Unter-

stützung des Schahs Mohammed Dschingis Khan entgegengeworfen. Dieser hatte gerade im Osten den „Goldenen Kaiser“ besiegt und überrannt jeden Widerstand, der sich ihm bot. Die Ritter versuchten, wenigstens Samarkand gegen ihn zu halten. Zu den Verteidigern der Stadt gehörte Bubenberg. Sie wußten, daß sie Gnade des Siegers nicht zu erwarten hatten. Was hinter sinkenden Loren betroffen wurde, ward niedergemacht. Aus den Köpfen schichteten sie Pyramiden auf, wenn sie sich überhaupt soviel Zeit ließen. Denn die Wurzel der Dschingis Khan-Erfolge war seine Schnelligkeit. Hinter seinen Horden zogen Schwärme halbwilder Wolfshunde her, die fraßen, was der Eroberer zurückließ.

Bubenberg wurde bei der Einnahme der Stadt durch einen Pfeilschuß verwundet. Mit einer Handvoll Leute geriet er in das Kellergewölbe eines einbrechenden Bollwerks. Dschingis Khans Horden hatten keine Zeit, Trümmerhaufen zu durchsuchen. Das überließen sie den Hunden. Die Verschütteten gruben sich in tagelanger Arbeit heraus. Keine Männer waren nun ihre Feinde, sondern die Steppenhunde, die in der Stadt herrschten. Bubenbergs Bericht an die Thuner Grafen schildert, daß er sein Leben lang die glühenden Augen, die zahnigen Backen in den geifernden Mäulern nicht vergessen werde, mit denen die Bestien auf sie einstürmten. Bis auch sie der Blutspur des Dschingis Khan nachzogen und den einzig Ueberlebenden aus der einst mächtigen Stadt den Heimweg freigaben.

Als Hans von Bubenberg, der Gegenwärtige, der letzte Nachkomme des Samarlanders, diese Erzählung fand, glaubte er zu wissen, woher sein Traum stammte. Ein grauenvolles Geschehen hatte sich in das Fiebererleben des verwundeten Urahns eingebohrt, war in den innersten Kern seines Wesens hinabgesunken, durch die Geschlechter hindurch getragen worden und nun bei ihm wieder aufgebrochen. Wie ja auch in irgend einem Körper manchmal ein längst von der Rasse abgelegtes Glied- oder Merkmal als Rückfall in die frühere Entwicklung auftaucht, so war in seinem Geistesleben diese Erinnerung an den Kampf mit den Bestien aufgewacht, nicht Einbildung, sondern Wirklichkeit. Die Ärzte meinten, daß es so etwas nicht gäbe. Er wußte mehr. Er hatte die Haltung und die Schulterbreite der Bubenbergs geerbt, das Geld und diesen Traum. Er war nicht abzuschütteln, nicht herauszuschneiden. Ärzte konnten eben nicht helfen. Er gab sich auf und vergrub sich in Muri. Daher die Riesenhecken um seinen Park, die den fröhlichen Nachbarn um ihn herum die Aussicht verdarben und hinter denen die Kinder sich das Dornröschenschloß vorstellten, so heiter hatten sie die Heckenrosen und die Winden nach außen aufgepußt.

Eine Wegstunde seitab von Muri hatte ein Bauer beim Ausschachten einer Grube Skelette gefunden. Er witterte ein Geschäft und wandte sich an Bubenberg, der für solches Zeug gutes Geld zahlte. Bubenberg kam, grub und zahlte. Es waren Keltengräber, selten gut konserviert.

Er überwachte vierzehn Tage lang die Ausgrabungen, dann das Verpacken in großen Kisten. Diese wurden in sein Landhaus nach Muri beordert. Dort wollte er ordnen und aufstellen, daß den Herren vom Berner Historischen Museum die Augen übergingen, wenn sie zur Besichtigung kamen. Selbst wenn man mit dem Leben abgeschlossen hat — ein kleiner Posten Schadenfreude ist immer unterzubringen. Die Erregung der Arbeit, die Lust des Erfolges befreite ihn sogar ein paar Nächte vom Alptraum.

Der Transport der Kisten brauchte er nicht zu begleiten. Der Fahrer war zuverlässig. Er ritt den Gespannen voraus. Sein Weg führte durch den Wald, die Nachbarbesitzung entlang, die verwildert und verlassen war. Zu seinem Erstaunen war ein längst vermoostes und eingerostetes Gartentor weit offen. Aufgerissen, gewaltfam, so daß die morschen Riegel geborsten waren. Hufspuren führten aus dem Park heraus in den offenen Wald. Er hielt an und untersuchte den Boden. Drei Pferde! Wer war drüben eingezogen? Gleich mit Pferden? Jrgendein Hochstapler, der einen Schindel anbringen wollte?

Er ritt heim und wartete. Da die Nachbarbesitzung unbehindert gewesen war, hatte er sich nicht so gegen sie sichern lassen wie auf den anderen Grenzen. Ein dünnes Drahtgatter lief dort, im Buschwerk versteckt. Er fluchte: so rasch waren jetzt im Sommer in der Bauzeit die Handwerker nicht aufzutreiben, die eine Mauer ziehen konnten.

Aber vielleicht hielt der Nachbar auch gar keine Hunde, oder nur einen Fog, für die Pferde. Da durchbrach ein Geheul seinen Gedanken, daß ihm der Puls gefror und ein eisiger Schauer über den Rücken lief. Das war die Begleitmusik zu seinem Augen- und Kachentraum! Er hatte wohl schon Hunde bellen und geifern hören. Nie aber so!

Die drei Reiter, deren Hufspuren er festgestellt hatte, kehrten aus dem Walde zurück. Er konnte durch die Lichtung, die ein umgerissener Baum geschlagen hatte, auf das Rasenrund vor dem Nachbarhaus sehen. Zunächst stieg eine Dame vom Pferd, die im Herrensattel ritt. Er vermochte aber nichts weiter von ihr zu erkennen, als auffallend bestimmte Bewegungen. Einer von den Hunden, ein besonders großer, schöner Wolfshund, umkreiste sie mit einem eigentümlichen heiseren Gebell und geleitete sie in das Haus. Der Diener, der mitgeritten war, hielt die Pferde. Die übrige Hundemeute warf sich, mehr nervös als boshaft, auf den dritten Reiter, der noch zu Pferde saß. Sein Reittier fing an zu scheuen. Er hatte nun wohl die Meinung, daß er das Pferd auslaufen lassen und händigen müsse. Er gab die Sporen und sprengte den Weg herab, auf Bubenbergs Grundstück zu. Bubenberg wußte, daß dort der boshafte Drahtzaun lauerte. Es war klar, daß der Reiter, wenn er das Hindernis nicht kannte, sich und das Pferd gefährdete. Bubenberg machte einige Schritte in dieser Richtung, um zu warnen.

Der fremde Reiter sah die Gefahr zu spät und sprang zu kurz. Das Pferd blieb mit den Hinterfesseln hängen. Beide stürzten. Bubenberg glaubte den Reiter unter dem Tier liegen zu sehen. Er lief. Als er an die Umzäunung kam, die beide Grundstücke trennte, stand der Reiter bereits wieder auf den Füßen. Das Pferd richtete sich mühsam auf. Es war verletzt. Der Fremde hörte ihn näherkommen und drehte sich zu Bubenberg. Es war ein unheimlich großer, breitschultriger Gefelle. Er hatte wenig Hals. Der Kopf saß in den Schultern drin und war auffällig klein.

Seine Mühe hatte er verloren. Das schwarze dicke Haar reichte bis knapp über die Augen. Die Stirn war niedrig, aber breit. Er trug einen schwarzen Knebelbart; darüber saß eine ungeheuer große, wie ein Schwert gebogene, verzackte und vernarbte Nase. Am schrecklichsten aber waren die kleinen, stechenden, dicht aneinanderliegenden Raubtieraugen. Sobald er den Mund öffnete, wurde der Eindruck der Augen noch durch das Gebiß überboten. Dieser Mensch war ein Tier, hart und roh. Vielleicht war er tapfer, vielleicht war er sogar kühn, das war noch das Beste, was man von ihm denken konnte. Wie kam dieser Kerl in seine Berner Landschaft? Bubenberg lachte ein wenig gezwungen, um sich von der Macht des fremden Eindrucks zu befreien.

Aber der andere hob die Hand mit einer befehlenden, abweisenden, Schweigen heischenden Geste. Dann betastete er die Gelenke seines Pferdes, rollte einen fürchterlichen Fluch aus seinen wulstigen Lippen, spuckte aus, machte einen jähzornigen Griff in die Tasche. Ein Knall, das Tier hatte ausgelitten. Nein, keine Groteske, sondern Wirklichkeit! Der Fremde hatte sich mit diesem Todesstoß eingebohrt in Bubenbergs Erleben. Unfälle überraschen durch ihre Schnelligkeit, aber die toten Körper, die wir dann hinterher still und noch stundenlang liegen sehen, kommen uns nie aus dem Gedächtnis.

Die Hunde schlichen heran, und leckten das frische Blut. Die Wirklichkeit fraß um sich und übersteigerte sich: War das nicht sein Traum?

Es blieb trotzdem ein warmer Vorfrömmertag, viel Vogel-laut in der Luft, die Schwere des Sommers lastete noch nicht auf tragender Erde. Das Grün war leicht, frisch und schwebend,

Honig floß vom Himmel. Aber den Frieden und alle Wohlgeit hatte der trockene Knall zerstört. Es roch nach Blut und zer-tretenem Gras, die Duftmischung aller schweren Kenn- und Autostürze.

Kabassafal Tschertek Mehmed Pascha, der volle Name des jähzornigen Reiters und Schützen, fand sich plötzlich allein vor dem Hause. Seine Frau war hineingeflohen; die Diener hatten sich versteckt. Er sprang die Freitreppe hinauf und schlug mit der Reitpeitsche auf den kleinen Messingtisch, auf dem bei den Hauseignern, die ihm vermietet hatten, die Besuchskarten abgelegt wurden. Dann brüllte er nach dem Nazir. Der „Nazir“ war der Intendant eines vornehmen, türkischen Hauses. Er leitete die Einkäufe für die Küche und die Beforgung der Fahr-karten, stand am Wagenschlag und rief gegebenenfalls das zur befohlenen Handreichung notwendige Personal. Seine Hände waren weiß und gepflegt, sein Rock sauber und schwarz.

Zitternd kam er, mit tiefer Verbeugung. Er wußte, daß der Kabassafal nur darauf lauerte, bis er den Kopf hob, um ihm eine Ohrfeige zu verabreichen. Wenn er sich ganz umgewandt hätte, wäre ein gefährliches Sausen der Reitgerte zu erwarten gewesen. Also vermied er demütig beides.

Nach einer Einleitung aus Schimpfworten, hauptsächlich gegen Vorfahren und Abstammung gerichtet, begehrte der Kabassafal von ihm zu wissen, wieso er dazu gekommen sei, dies Haus zu mieten? Gerade dieses Haus, in dessen Garten doch ein neugieriger Gaur von nebenan hereinschauen könne!

Der Nazir stammelte Entschuldigungen und Beteuerungen, unverständlich und unbestimmten Inhalts. Sachlich äußerte er sich gar nicht. Sein Herr war viel zu klug, nicht selber einzu-sehen, daß in dem nun einmal engen Bern kein verschwiegeneres Haus als dieses zu finden war. Es hatte nur e i n e n Nachbar und war in eine derartig dicke Wildnis eingesponnen, daß man vor Spitzeln und Spionen sicher war. Wodurch den stärkeren Herrn durch Widerspruch reizen? Er wartete auf eine Lösung. Die kam auch, denn plötzlich ließ der Kabassafal von ihm ab und sprang die Treppe hinauf, die eben die Frau des Hauses hinangestiegen war.

Sobald der Nazir außer Reichweite des Kabassafal war, richtete er sich stolz auf und steifte das Rückgrat, denn nach dem Hausherrn war er der nächste Machthaber unter diesem Dach. Eine ungewöhnliche Abweichung von den gottgefälligen Schich-tungen gab es zwar hier im Haus: Der Kabassafal hatte nur eine einzige Frau, und die war Sultanstochter. Dies warf nach türkischer Anschauung zunächst einen bestimmten Glanz nur auf den Mann, der der Ehre würdig befunden war, „Damad“, Sultanschwiegersohn zu sein. Ihre Abstammung allein hätte nicht ausgeschlossen, daß die Sultanstochter selber neben anderen Frauen nur ein Objekt, Ausdrucksmittel allerhöchster Gnade, ein Prunkstück gewesen wäre.

Die Herrin dieses Hauses aber war Mirimah. Für den Kabassafal gab es neben ihr keine andere Frau, nicht einmal eine Odaliske. Sie war, wie man wußte, die Lieblingstochter des Sultans.

Als der Kabassafal die Tür zu Mirimahs Zimmer aufriß, traf er gegen einen Widerstand, der mit unterdrücktem Schrei niederfiel. Hassan wars. Er war Mirimahs Nagelpfleger und durfte ihr ab und zu mit seiner glockenhellen Stimme vorlesen. Er betete sie an. Er war nur reine Sehnsucht, Auge mit viel Trauer, zart, vergrämt, flackernde, verlöschende Flamme.

Warum hatte er sich gegen die Türe gedrängt, als er den Kabassafal die Treppe heraufspringen hörte? Er wußte natür-lich, daß sein Federgewicht vom kleinen Finger des Paschas beiseite geräumt wurde, und daß es so ausgehen mußte, wie es geschah: daß er als buntes Bündel ohnmächtig am Boden lag und von dem Fuß des Kabassafal aus dem Wege gestoßen wurde. Aber immerhin hatte es doch einen Knall und einen leisen Schrei gegeben, und Mirimah hätte Zeit gehabt, vom Fenster wegzugehen. Denn das für eine Türfin ganz Unmög-liche hatte sich ereignet: Mirimah, das Bild der Tugend und die Tochter des Kalifen, hatte beide Arme auf die Fensterbank ge-

stükt und sich hinausbeugt, so, daß sie der Fremde Gaur sehen konnte.

Sie hatte nicht nach Bubenberg geschaut. Frauen schauen überhaupt Männer erst richtig an, wenn es zuvor der Mann tat. Sie sind immer die zweiten, nicht die beginnenden, sondern die Begegnenden. Besonders eine Frau wie Mirimah, die man mit 16 Jahren dem Kabassakal gegeben hatte und die nun zu sehen mußte, wie sie sich gegen seine Gier verteidigte.

Der Pascha hatte ihr hinter der türkischen Grenze den Schleier und den Tschartschaff abgenommen, den weiten Seidenumhang, der dem Herkommen gemäß auf der Straße ihre Gestalt verbarg. Aus dem Schlafwagen hatte er sie dann in dieses Haus geführt, das keine vergitterten Frauengemächer hatte, offen in der Landschaft lag, mit den tief herabgezogenen Fenstern, in denen die ewige Berner Alpenlicht stand. Dies pralle Grün gibt es im Orient nicht. Gedörnt und hart wie Ziegelstein ist dort die Erde. Und auch die Luft. Mirimah sah zum ersten Mal die blaue, weiche, die Linien der Berge umschmiegende Atmosphäre, atmete den feuchten, säuerlich-erfrischenden Duft der Gräser und des Moores, der unten aus dem grünen Dickicht aufstieg, wenn sie sich aus dem Fenster beugte. Ihre Augen füllten sich, gereizt durch den Kontrast des glas hellen Himmels, mit Tränen, und sie mußte niesen, zweimal, dreimal, dem Pascha entgegen, der in marmorernem Zorn hinter ihr im Zimmer stand.

Mirimah hatte Bubenberg kaum bemerkt, oder doch nur als etwas, das in dies grüne Paradies hineingehörte. Der Kabassakal sah nur ihn. Mit breiten Beinen stand Bubenberg vor dem Busch, hinter dem das tote Pferd lag, um die Hunde zu verschrecken. Wenn diese als Rudel beieinander waren und einen Fraß rochen, waren sie recht mutig. Und bei Bubenberg war es schon geschehen, daß er vor dem Gebell eines Rehpinschers davongelaufen war. Aber dies Urgemengsel verrotte-

ter Wölfe, das der Kabassakal als Lieblingspiel mitgebracht hatte, ging ihm nicht auf die Nerven, sondern an den Lebensnerv. Der Packen Bilder in seiner Erbmasse, zu dem der Kampf mit Dschingis Khans Hunden gehörte, zeigte gerade diese Blutaugen, diese Rachen, dies Ausweichen, Umkreisen und Wiederkommen. Er stand mit einem frisch abgerissenen Ast da und schlug um sich, daß die Bestien heulend verschwanden. Auch das Türken Gesicht gehörte zu den atavistischen Erinnerungen, das nun oben an Mirimahs Fenster erschien. Beide Männer, der Kabassakal und Bubenberg, senkten die Blicke ineinander und hörten in verbissenem Schweigen das Säusen ihres kochenden Blutes. Beide jogen den Geruch der Feindschaft ein, die immer und überall Hund gegen Kaze heßt. Noch einmal standen Moslim und Kreuzfahrer gegeneinander, um den alten Kampf um ihr Heiligtum auszufechten, ehe die Leben schaffenden und Leben nehmenden Kontraste im Völkerbrei verschmelzen. Bubenberg hob seine Keule und drohte hinauf. Der Pascha piffte seinen Hunden und schlug das Fenster zu. Der Krieg zwischen ihnen war erklärt.

Der Kabassakal wandte sich an Mirimah: „Dies Fenster schaut in einen fremden Garten und fremde Augen blicken in seine Öffnung. Hat die Frau des Hauses einen Wunsch?“

Mirimah antwortete: „Ich bitte meinen Herrn, den Nazir zu rufen und ihm zu befehlen, die Holzgatter anzubringen.“

Der Kabassakal war damit noch nicht zufrieden: „Zu leichtfertig sind diese Gatterstäbe. Sie verwehren nur den Blick von außen, nicht den anderen von innen heraus, der noch sündiger ist. Die dichten Läden dieser Gaur sind besser. Ich werde sie zuschrauben lassen. Man soll von den abendländischen Hunden nehmen, was man kann!“

„Es geschieht, wie mein Herr es befehlt!“

Fortsetzung folgt.

Waldwege

Nun bin ich die einsamsten Wege gegangen:
Sie führen alle zum Walde hinaus.
Bei Menschen haben sie angefangen
Und enden alle bei Hube und Haus.

Es ist ein Traum in den Wäldern von Fernen.
Das Abenteuer glöht überzwerch.
Und ist doch ein Trost unter sicheren Sternen.
Und gleich wohnt ein Lächeln beim ersten Pferd.

Es ist zuweilen ein Flirren und Locken,
Ein goldner Zauber im innersten Tann.
Und plötzlich läuten dann irgendwo Glocken
Waldbjenseits. Und mahnen. Und brechen den Bann.

Läuft auch der Fuß die verwunschenste Schneise:
Er läuft doch zuletzt seinen menschlichen Lauf.
Ach, Wunder genug schon, nimmt ihn dann leise
Die stille Schönheit des Kirchleins auf.

Hans Graber.

Unübersetzbares Schweizerdeutsch

Von Prof. Dr. O. v. Greyerz, Bern.

Es wäre dem Raum von zwei oder drei Seiten angemessener, das aus dem Schweizerdeutsch Uebersetzbare zusammenzustellen: seelenlose Zahlwörter, Fürwörter, einige Umstandswörter, logisch-grammatische Formwörter und vielleicht auch einige farblose Ding- und Zeitwörter. Aber eben nur Wörter, höchstens noch nüchterne Aussagesätze, die gedruckt so gut sind wie gesprochen. Sobald jedoch die Sprache tönt und lebt, also eigentliche Sprache ist, nicht bloße Begriffssprache und Mathematik, auch nicht bloße Sprachschrift, — was ist dann übersetzbar? Welches Wort mit schweizerischem Eigenklang könnte durch ein schriftdeutsches wiedergegeben werden? Wie anders tönt nur schon Vater, Mutter, Bube, Kind neben Vatter, Muetter, Bueb, Chind! Und nun gar neben Metti, Mueti, Buebel, Gof! Oder Großvater neben Großatt, Urgroßvater neben Ur-ähni! Und wenn man sich erst mit Umschreibungen behelfen muß! Was ist eine Brente? In der Schweiz weiß es jedes Kind; weiß es nicht nur, sieht es greifbar vor sich, und zwar

nach landwirtschaftlichem Brauch verschieden. Die Erklärung bei Weigand lautet: kufenartiges hölzernes Gefäß mit niedrigem Rande. Das stimmt aber nach vorherrschendem Sprachgebrauch zur Gepse, niederdeutsch Satte, nur auf beschränktem Raum zur Brente. Man errät schon aus diesem Beispiel die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, ein Schweizerwort von landschaftlich ungleicher Bedeutung schriftdeutsch zu umschreiben, geschweige zu übersetzen.

Unübersetzbar sind vor allem die schweizerdeutschen Namen für Sachen, die in der Schweiz ihre einzige oder hauptsächlichste Heimat haben und hier nicht einmal eindeutig gebraucht werden. Ausdrücke aus der Alp- und Milchwirtschaft, wie z. B. eben die Namen für Milchgefäße: außer Brente und Gepse noch Melchter, Tause, Mutte, Bocki, Tutel, Follle, Lagel, Stande u. a.; oder für verschiedene Arten, besser Abarten des Käses: Bloderchäs, Bifer-, Guggel-, Spalle- oder Sprinz-, Schmitter- oder Lutschchäs, Chikichäs, Tommen und Wigger. Dann die unzähligen Ausdrücke die wir der scharfen Naturbeobachtung der Aelpler verdanken, z. B. für die verschiedenen Eigenschaften des Schnees. Der Grindelwaldner unterscheidet balliga, trättiga, treeliga Schnee, Schnee wo sie stollled, pludriga